

## Zu Schillers Geburtstag

Autor(en):           Gustav Steiner  
Quelle:                Basler Jahrbuch  
Jahr:                 1959

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/cbbcaee-5798-43ef-a3ed-6a9cb2b5f13e>

### **Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Zu Schillers Geburtstag

Das Jahr 1959 ist ein Jubiläumsjahr: am 10. November 1759 wurde Friedrich Schiller geboren. Innerhalb dieser zweihundert Jahre hat sich eine Entwicklung vollzogen, die uns auf allen Gebieten des Lebens geradezu stürmisch bedrängt. Was soll uns da der Geburtstag dieses Dichters, der uns —, so scheint es wenigstens —, mit seinem hinreißenden Idealismus, mit seiner geistigen Welt, mit der völligen Hingabe an das Schöne und Gute fern gerückt ist? Vielleicht bedürfen wir solcher Erinnerungszeichen mehr denn je, um im Wandel der Zeiten das Unvergängliche zu erkennen.

Keine Frage: als Gottfried Keller vor hundert Jahren seinen Prolog zur Schillerfeier in Bern niederschrieb, durfte er mit einer Festgemeinde rechnen, die seit Jugendzeiten mit den Gedichten und Dramen Schillers vertraut war, und er durfte es wagen, in gedanklich schwer befrachteten Versen die Verbindung von Schönheit und Freiheit zu preisen:

«Zur höchsten Freiheit führt allein die Schönheit.  
Die echte Schönheit nur erhält die Freiheit.»

Er gab sich auch stets Rechenschaft darüber, wie Schillers «Tell» zum Besitz des Volkes, also nicht nur der Literaturbeflissenen, geworden war. Als der Schillerstein im Vierwaldstättersee mit der klassisch einfachen Inschrift: «Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone 1859» enthüllt wurde, war er mit dabei, und zwar mit ganzer Seele, denn das war nicht eine Denkmalweihe nach hochoffiziellem Schema; sondern das Volk selbst agierte, und die Szenerie, die «in der Farbenharmonie des wolkenreinsten Herbsttages glänzte», war so ureigen-tümlich wie das Volk selbst, das hier beides zugleich ehrte: seine eigene geschichtliche Überlieferung und den Dichter der Befreiungstat. Die Schwyzer, Urner und Unterwaldner gehörten in dieser Sache mit dem Dichter zusammen, obschon dieser nie in seinem Leben Szene und Volk gesehen hatte. Kein Teil

war nur der Gebende und kein Teil nur der Empfangende. «Schillers Schatten saß mit am Tisch», so lesen wir in Kellers Aufsatz «Am Mythenstein», aber lediglich als Sänger des «Tell». «Lediglich»; dennoch, er war Mittelpunkt der Reden, auch wenn das allgemeine Thema die Freiheit war. Vergessen wir nicht: der Sonderbundskrieg lag erst ein Dutzend Jahre zurück, und da wollte es etwas heißen, daß die katholische Urschweiz dem protestantischen Dichter solche Ehrung erwies.

Das Denkmal selber: kein Werk des bildenden Künstlers, sondern der Natur schlechtweg, in der Urnerbucht, ein Riff, das über den Seespiegel hinausragt, umgeben «von den unvergänglichen Zeugen eines uralten und nun wieder neuen Schauplatzes». An diesem festlichen Tage —, der übrigens nicht mit dem Säkulartage zusammenfiel —, erfüllte sich an Schiller, was Keller sich längst für sein eigenes Dichtewesen wünschte: «Mein Lied mag auf des Volkes Wegen klingen, Wo seine Banner von den Türmen wehn.» Die Landleute, die auf ihren Nauen nach Brunnen zurückfuhren und die Wirtshäuser in Beschlag nahmen, ergingen sich in mannigfachen Reden, «und die Sprüche aus dem ‚Tell‘, welche so schön die menschliche Gefaßtheit gegenüber wilder Menschenmacht ausdrücken, wurden alle mit Bewegung wiederholt und angehört».

Solche Verbundenheit verbürgt nun freilich, daß Schiller, wenn auch nicht mehr in allen seinen Werken, unter uns lebendig geblieben ist. Jedenfalls wird allen kritischen Einwänden zum Trotz sein «Tell» Bestand haben, da ein ganzes Volk zum Treuhänder des dichterischen Wortes, und sei es auch in erster Linie um der eigenen Erhebung und Verklärung willen, geworden ist. Weder ein Otto Ludwig noch ein Nietzsche, der «mit dem Hammer philosophierte», haben das Wesentliche, das Schiller über die Zeit erhebt, zerstören können. Gewiß, die Welt ist nicht dieselbe, in die Schiller hineingeboren wurde. Aber sie wird immer «eine andere» sein. In Kellers Prolog zur Beethovenfeier in Zürich im Jahre 1870 lesen wir die Strophe:

«Vorüber zogen hundert Jahr’,  
Seit er ans Licht geboren;  
Hin ist die Welt, die mit ihm war, —

Noch wandeln seine Sterne klar  
Im Aether unverloren.»

Seit Schillers Geburt sind sogar zweihundert Jahre verflossen, mit zwei Weltkriegen und, was schlimmer noch ist: mit der Unmenschlichkeit der Konzentrationslager und der Diktatur. Der Glaube an das «Volk der Dichter und Denker» gehört der Vergangenheit an. Aber die Sterne Schillers, die in dieser furchtbarsten geistigen und moralischen Tragödie nicht mehr scheinen durften, wandeln heute noch für den, der das Auge dazu hat, «im Aether unverloren». Im Aufsatz über «Schiller als Historiker» findet Edgar Bonjour Worte der schönsten Anerkennung, und er stellt in den Mittelpunkt das Leitmotiv von Schillers historischen Schriften, von dem wir «ganz zentral berührt» werden: die Geschichte menschlicher Freiheit. (Ausgewählte Aufsätze usw. zum 60. Geburtstag von Edg. Bonjour.) — In der «Tragischen Literaturgeschichte» nennt Walter Muschg den Dichter «den Priester der Freiheit, einer sittlichen Entscheidung, die er philosophisch begründete».

Als vor rund fünfzig Jahren, also vor dem Krieg, der Todestag des Dichters sich zum hundertsten Male jährte, wurde in den Basler Schulen der Tag frei gegeben, und es wurden Schulfeiern veranstaltet. Gedichte oder Szenen aus «Tell» wurden rezitiert. Eine akademische Feier wurde abgehalten. Eine außerordentlich feine Denkmünze mit dem Profil des Dichters, aus der Werkstatt des kunstbegabten Hans Frei, fand günstige Aufnahme. Die Inschrift auf der Rückseite lautete: *Friderico Schiller Helvetiorum libertatis praeconi.* — Dem Verkünder, dem Herold der Freiheit, dem Dichter des «Tell». Dahin führt uns immer wieder der Gedankengang. Darum haben wir aus der reichen Sammlung von Handschriften, die Herr Dir. Dr. *Arthur Wilhelm* besitzt, den Brief ausgewählt, in dem Schiller nach der Aufführung des «Tell» in Weimar seinem Lebensfreund Gottfried Körner freudig vom Erfolg berichtet: Er fühle, daß er «nach und nach des theatralischen mächtig werde». Dieser Satz, der einen weiten Ausblick künftigen Schaffens erweckte, ist in biographischen Darstellungen wiederholt zitiert worden.

Mitbräutig mit dem Messer gewagt werden  
kann; überzeuge dich ja ein  
wenig von so strengem Geseinigt mit  
unserm Messer ausstellen gefalts, daß  
die für einen verheirateten Freund nicht  
Lächer zeigen dürfen.

Du gehst nun diese Anfertigkeit.  
Mir ist ein Leid, daß sie fünf fünf  
so genügend war als mir.

Der Fall hat auf den Theater  
einen großen Effect als wenn andere  
Stücke, und die Vorstellung hat ein  
großen Ansehen gemacht. Ich hoffe, daß  
es noch und noch der Spektakel sein möchte  
werden.

Das Hindernis welche sich unserer  
Zusammenkunft in Schandau entgegen-  
setzt, ist mir auffindend. Es ist unglücklich  
Nicht, daß wir hier in Pommern

Schiller an Körner

Original in Privatbesitz

Das Dokument, dessen Kernstück wir reproduzieren, befand sich früher in Dessauer Privatbesitz. Es trägt das Datum des 12. April 1804. Die Epistel ist abgedruckt im 7. Band der von Jonas herausgegebenen Schillerbriefe. Erläuternd sei erwähnt, daß die beiden Freunde eine Zusammenkunft vorgesehen hatten. Infolge von «einigen despotischen Umständen» mußte sie hinausgeschoben werden. Schillers Gattin stand in Erwartung des vierten Kindes (Emilie Henriette Luise, geb. 1. 8. 1804). Die «Armseligkeit» bezieht sich auf die Absendung eines «Tell»-Manuskriptes an Körner vom 12. März 1804. Schiller bat den Freund, «ihn (den Tell) nicht aus dem Zimmer zu geben, auch nicht dem besten Freunde». «Die Braut von Messina», die er ihm voriges Jahr geschickt, sei «in unrechte Hände» gekommen. Opitz, dem Theaterdirektor in Dresden, habe man eine Abschrift davon um 2 Ldors angeboten!

Mit dem teilweisen Abdruck des Briefes, in dem Genugtuung über den Erfolg und Hoffnung auf die Zukunft sich vereinigen, ehren wir den Dichter des «Tell». Es bleibt auch heute bei dem, was Gottfried Keller an den Gestaden des Vierwaldstättersees empfunden hat: «Schiller hat die Schweiz nie leiblich gesehen; aber um so gewisser wird sein Geist über die sonnenigen Halden wandeln und mit dem Sturme durch die Felschluchten fahren, auch nachdem der Mythenstein endlich lange verwittert und zerbröckelt sein wird.»

*Gustav Steiner*